

NATHALIE  
SCHMID

# Lass es gut sein

ROMAN



Nathalie Schmid  
Lass es gut sein

Lektorat: Bettina Spoerri  
Gestaltung und Satz: Nadja Zela  
Umschlaggestaltung unter Verwendung  
eines Fotos von Miklós Klaus Rózsa.

© Geparden Verlag GmbH, Zürich, 2023  
[www.gepardenverlag.ch](http://www.gepardenverlag.ch)

Alle Rechte vorbehalten  
Druck und Bindung:  
Gyomai Kner, Gyomaendrőd  
Printed in Hungary

ISBN 978-3-907406-01-4  
1. Auflage 2023

*Es ist nicht der Staat, nicht die Schule,  
nicht etwas anderes des Lebens Fundament,  
das Haus ist es.*

*Nicht die Lehrer bilden das Leben,  
Väter und Mütter tun es.*

*Nicht das öffentliche Leben ist die Hauptsache,  
das häusliche Leben ist die Wurzel von allem.*

**Jeremias Gotthelf**



# 1

In der Landschaft des Mittellandes gibt es Täler und Seitentäler wie in den Bergen, aber wenn man zum Horizont blickt, sieht man lediglich die Juraausläufer, bewaldete Hügel mit Anhöhen, von denen aus man bei geeigneter Witterung die Ketten der Alpen sehen kann, das Weiß der Drei- und Viertausender. Man ist umgeben von Feldern, die das Licht der Jahreszeiten einfangen und wieder abgeben, Felder, an denen man abends entlang spaziert, den Blick auf die Hügel richtet oder über die Dörfer schweifen lässt.

Autobahnen und Bahnlinien durchschneiden die Landschaft.

Immer kreisen Rotmilane über den Feldern, seit ich denken kann, sehe ich ihr Kreisen und höre ihr Kreischen, diese kurzen, spitzen Schreie. Alte Obstbäume, vorwiegend Kirschbäume mit ihren dunklen, splittrigen Stämmen stehen auf den Wiesen und entlang der Wege.

Der Boden mit seinen Steinen, Mergel- und Tonsplittern ist unberechenbar, an manchen Stellen wächst der Lauch, an anderen wachsen die Karotten besonders gut. An Orten wie dem Fuchswäldchen sind noch immer Versteinerungen von Schnecken und Fischen zu finden, sie liegen nicht weit unter der Oberfläche, und an bestimmten Stellen werden sie von der Erde hochgeschot-

ben und wieder ausgespuckt, als wollte sie sagen: »Hier war einmal das Meer, vergesst das nicht.«

Und natürlich gibt es noch den Wald mit seinem Dickicht und den Wildschweinen, seinen Rehen und Dachsen, Eicheln und Haselnüssen, abgebrochenen Ästen und Schichten aus Laub.

Am Waldrand wuchsen in meiner Kindheit büschelweise Schlüsselblumen so dicht, wie man es heute nicht mehr sieht. Wir pflückten damals oft Sträuße für Mutter. Sie stellte sie in kleinen Vasen auf den Esstisch oder auf den Fenstersims in der Küche, neben ihre Sammlung von Salzen und verschiedenen Pfeffersorten. Wir pflückten Schlüsselblumen und alle möglichen Arten von Klee, Hornklee und Rotklee, oder auch Butterblumen, die wir uns immer zuerst gegenseitig ans Kinn hielten, um zu sehen, ob sich das Licht der Blütenblätter auf unserer Haut spiegelte. Mutter freute sich über die Sträußchen, dennoch hatte ich den Eindruck, sie freue sich vor allem uns zuliebe, damit wir, mit unseren erwartungsvollen Gesichtern und ausgestreckten Armen, nicht enttäuscht wären.

Wir pflückten die Blumen, ohne uns ins Innere des Waldes zu wagen. Ich fürchtete mich vor den Stellen, an denen es dunkler wurde, weil die Bäume so dicht beieinanderstanden, dort, wo das Dickicht begann und die Wildschweine tagsüber schliefen. Ich wusste nicht, wie es meinen Schwestern damit ging, aber weil ich die Äl-

teste war, bestimmte ich den Radius, in dem wir uns bewegten, und meine Schwestern folgten mir.

Erst viel später, als ich anfang zu joggen, wagte ich mich auf den Waldwegen etwas weiter in die Dunkelheit hinein.

Erst seit ich selbst Mutter bin und mir meine eigenen Kinder mit erwartungsvollen Augen Blumensträuße und Zeichnungen entgegenhalten, verstehe ich den Impuls, kindliche Zuneigung mit gespielter Freude zu belohnen. Man täuscht ihnen etwas vor und belügt sie, um sie zu beschützen. Man denkt, wenn man nur eine Glasglocke voller Licht über sie stülpt, wird alles gut.

Seit ich eine eigene Familie habe, besuche ich meine Eltern wieder regelmäßig. Einmal im Monat fahre ich auf der Autobahn durch Tunnels und an den bewaldeten Hügeln vorbei, passiere einen Golfclub und eine Anlage mit Hirschen. Das alles sehe ich natürlich nicht, weil ich mich auf die Fahrbahn konzentriere, aber ich kenne die Gegend gut. Ich weiß, dass sich über den Feldern die Rotmilane von der Thermik in die Höhe schrauben lassen, um dann aus dem Gleitflug seitlich in einen Sturzflug zu kippen, bevor sie eine größere Strecke zurücklegen.

Nach einer halben Stunde verlasse ich die Autobahn und fahre über Landstraßen in das Dorf meiner Kindheit. Das Haus meiner Eltern liegt auf einem Grund-

stück hinter der ehemaligen Uhrenfabrik, in der Nähe des Waldrandes. Die Uhrenkrise begann 1976, in dem Jahr, in dem ich geboren wurde, und sechs Jahre später, kurz nach der Geburt meiner jüngsten Schwester Marion, wurde die Fabrik geschlossen.

Bis vor kurzem habe ich immer alles aufmerksam betrachtet: den alten Kindergartenweg, die Ochsenbrücke, die stillgelegte Fabrik mit den dunklen Kellerfenstern, in die wir als Jugendliche heimlich eingedrungen sind. Ich sah den Dorfbach und erinnerte mich, wie Peter und ich die Eiszapfen unter der Brücke holen wollten und ich dabei in den Bach fiel. All diese Dinge waren mir immer irgendwie bedeutungsvoll erschienen, wie Spuren, die mir versprachen, mich zu mir selbst zu führen.

Aber jetzt ist das nicht mehr so. Ich betrachte die Gegend und fühle nichts mehr dabei. Ich sage mir: Das hier ist nicht mehr mein Zuhause, ich bin kein Kind mehr.

Ich parke immer an derselben Stelle, knapp vor Vaters Rosenbeet, am Rand der Hecke, die das Haus meiner Eltern vom Grundstück der Nachbarn trennt. Über all die Jahre ist sie zu einem perfekten Sichtschutz gewachsen.

Ich warte noch einen Moment im Auto, bevor ich aussteige, streiche mir die Bluse glatt, die ich für den Besuch angezogen habe, und kontrolliere im Rückspiegel meine Frisur. Mutter sagt schon seit Monaten, ich



solle mir endlich die Haare schneiden, diese Frisur lasse mich alt aussehen, wie eine alte Frau, so ein aufgetürmter Dutt mitten auf dem Kopf. Seit Monaten denke ich, Mutter kann sagen, was sie will. Aber heute blicke ich in den kleinen Spiegel und denke, dass kurze Haare vielleicht doch ganz gut aussehen würden.

Sie hat Fisch in Kokosmilch für mich gekocht, ein einfaches, aber wirkungsvolles Rezept, das sie mir nachher mitgeben will. Sie wird mir bestimmt auch die Reste vom Essen, Feldsalat aus dem Garten und selbstgemachten Bärlauchpesto mitgeben, alles sorgsam in kleine Behälter aus Alufolie oder Gläser verpackt.

Wir sitzen am Esstisch und ich betone, wie zart der Fisch und wie erstaunlich dieses neue Rezept sei, ja, ich wolle es unbedingt haben. Nach dem Essen trinken wir Kaffee und essen Pralinen von der kleinen Glasplatte auf Stelzen. Durch die bodentiefen Fenster sieht man in den Garten. Der heftige Regen hat erste Blütenblätter von der Forsythie gefegt, und auf der Abdeckung des Swimmingpools sammelt sich das Wasser in großen Pfützen. Die Gartenstühle lehnen am Tischchen, die Frühlingsblumen wirken blass im trüben Regenlicht.

Plötzlich steht Mutter auf.

»Ich hab' noch was für dich.«

Sie holt ein in weißes Seidenpapier gewickeltes Päckchen und legt es vor mich auf den Tisch. Ich blicke sie erstaunt an.

»Los, mach es auf.«

Sorgfältig öffne ich das Papier, in dem ein Paar lilafarbene Filzpantoffeln liegt. Zwei gefilzte Blüten in einem etwas helleren Farbton sind auf die Schuhspitzen genäht.

»Oh ...«

»Sie gefallen dir nicht.«

»Doch ... klar, sie sind hübsch ... – vielen Dank.«

Ich stehe auf, um ihr drei Küsschen zu geben, aber ich kann es nicht mehr retten, ich habe mich verraten.

»Ich dachte, dass ich dir damit eine Freude machen würde. Die waren nicht billig, weißt du, es ist hervorragendes Material, fass mal an.«

Sie nimmt mir einen der Pantoffeln aus den Händen und reibt den Filz zwischen Zeigefinger und Daumen.

»Sie sind aus einer neuen Geschenkboutique in Basel, die haben da nur ganz ausgewählte Sachen.«

»Ja, klar. Vielen Dank.«

»Du musst sie nicht nehmen, wenn sie dir nicht gefallen.«

Schnell nimmt sie mir auch den anderen Schuh aus der Hand.

»Ich kann sie auch Jana schenken.«

»Nein, nein, ich nehme sie gerne, Mutter. Vielen Dank. Ich freue mich.«

»Ich finde schon eine Abnehmerin.«

»Ich freue mich wirklich, dass du an mich gedacht hast. Sie geben bestimmt sehr warm.«

»Schon gut, Larissa.«

Sie wickelt die Pantoffeln wieder in das Seidenpapier ein, ihre Lippen fest aufeinandergepresst.

Ich blicke zu Vater, der inzwischen auf dem Sofa liegt und in der Zeitung liest, ich glaube, er hört uns nicht. Ihn geht das alles nichts an, von ihm ist keine Hilfe zu erwarten.

Ich seufze und bleibe neben Mutter stehen. Sie geht an mir vorbei in Richtung Badezimmer.

»Ich muss mich langsam zurechtmachen, in einer halben Stunde beginnt meine Französischlektion.«

Das Päckchen mit den Pantoffeln lässt sie auf dem Tisch liegen.

Ich blicke mich ratlos um. Pippa, der kleine Yorkshire Terrier, den Mutter sich letzten Herbst gekauft hat, schläft seelenruhig im Körbchen am Fenster. Vaters Handy vibriert. Er hat es neben seine Kaffeetasse gelegt, mit dem Display nach unten, gleich fällt es von der Tischkante, ich bringe es ihm. Er setzt sich schnell auf und wischt ungeduldig über das Display. Es ist eine Nachricht von Marion. Sie hat ihm ein Foto von ihrem neuen Pferd geschickt, eine junge Stute, prächtig gebaut, ein edles Geschöpf, ich habe schon viel von ihr gehört. Er strahlt, zeigt mir das Foto, sucht nach seiner Brille und tippt dann konzentriert eine Antwort. Ich setze mich wieder an den Esstisch. Ich bekomme nie eine Nachricht von ihm, aber ich schicke ihm auch keine. Wovon auch, von meinen Kindern?

Mutter kommt zurück, sie hat sich wieder gefangen, hat ihr Make-up aufgebessert und noch einmal Parfum nachgelegt. Sie wolle nicht unhöflich sein, jetzt, wo ich einmal da sei, aber sie müsse jetzt wirklich los, es sei noch ein Rest vom Mittagessen da, sie habe schon alles für mich eingepackt, ich solle ruhig noch einen Kaffee mit Vater trinken. Sie schiebt mir die Glasplatte mit den Pralinen zu, räumt ihre Espressotasse in die Küche und schickt Küsse durch die Luft, während sie sich noch einmal entschuldigt, dass sie jetzt schon losmüsse, ausgerechnet, wo ich einmal da sei. Das Päckchen mit den Pantoffeln schaut sie nicht mehr an.

Ich sage: »Macht doch nichts.«

Ich würde sie gerne noch einmal umarmen, aber sie will sich nichts mehr anmerken lassen, sie hat es weggesteckt, wie sie immer sagt, es ist schon vergessen. Dinge wegzustecken ist eine Kunst, die sie gut beherrscht.

Sie ruft noch einmal »Tschü-üss« von unten, dann höre ich, wie der Motor ihres Mercedes aufheult und sie langsam aus der Garage fährt.

Inzwischen hat es aufgehört zu regnen. Ich frage Vater, ob wir ein Stück spazieren gehen wollen, wir könnten Mutters Hund mitnehmen. Zuerst gehen wir durch den Garten, über die nassen Steinplatten, er zeigt mir die Stelle, wo er gerne einen neuen Brunnen bauen würde, und ich zeige auf einzelne Pflanzen, die mir besonders gut gefallen, den Farn zum Beispiel, und dass er vor dem

Küchenfenster dieses hohe Gras gepflanzt hat. Ich frage ihn, welche der Kübelpflanzen überwintert werden müssen und wieviel das kostet. Ich zeige auf die umliegenden Hügel, bemerke, was für eine schöne Landschaft das ist, diese Landschaft meiner Kindheit, das betone ich immer wieder, ich weiß, dass er das gerne hört, schließlich hat er sein ganzes Leben hier verbracht, er liebt diese Gegend. Wir verlassen den Garten und gehen auf einem Feldweg Richtung Waldrand.

Ich zeige ihm, wo ich früher gejoggt habe: »Weißt du noch, das war, als ich so viel abnehmen wollte.«

Ich blicke ihn dabei von der Seite an, ich weiß nicht, ob er das mitbekommen hat damals, er zeigt keine Reaktion. Schließlich stellt er mir noch einmal dieselben Fragen wie Mutter vorhin im Haus, ob es allen gut gehe, ob es mir gut gehe, den Kindern, Nico – so, als ob ich jetzt vielleicht andere Antworten hätte. Aber ich merke schnell, dass er einfach nicht zugehört hat. Mutter war für das Gespräch verantwortlich gewesen und er muss jetzt einen eigenen Anfang finden. Ich versuche noch einmal, etwas zu finden, was ihn interessieren könnte, aber ich sehe an seinem eiligen Nicken, dass er nicht mehr wissen will, also höre ich auf und wir gehen eine Weile schweigend nebeneinanderher. Er zeigt mir, wo er seine erste Wildsau geschossen hat, ich deute auf eine Pflanze am Wegrand, deren Namen ich zufällig weiß. Dann fragt er mich, ob wir wieder umdrehen sollen, pfeift den Hund zurück, der irgendwo unter den

Bäumen schnüffelt. Den Rest des Weges gehen wir wieder schweigend nebeneinanderher.

Zurück im Haus, wird es Zeit für mich loszufahren. Ich hole die Pantoffeln vom Esstisch und kraule die Hündin zwischen den Ohren, die dabei die Augen schließt. Vater begleitet mich zum Auto, bleibt auf dem Hausplatz stehen und winkt. Während ich wende, gibt er mir mit seinen Händen Zeichen, damit ich keine von Mutters Steinfiguren umfahre, dann winke ich noch einmal und sehe im Rückspiegel für einen kurzen Moment die Erleichterung in seinem Gesicht. Er wartet nicht, bis ich aus seinem Blickfeld verschwunden bin, er hat sich bereits abgewandt, um die Türe schnell hinter sich zu schließen.

»Da bist du ja«, sagt Nico und umarmt mich. »War's schön?«

»Sie hat mir lila Filzpantoffeln geschenkt.«

»Die wirst du nicht anziehen, schätze ich.«

»Nein. Ich überlege, wem ich sie weiterschenken könnte. Deiner Mutter vielleicht?«

Nico grinst, ohne mich anzusehen. Er hat sich bereits wieder in seine Arbeit vertieft.

»Ich bin so undankbar«, murmle ich, während ich die Pantoffeln weit hinten im Schuhkästchen verstaue, »und gekränkt.«

Ich räume die Taschen aus und stelle die Behälter aus Alufolie auf die Küchenablage. Wenn Flynn aus dem

Handballtraining und Nora von der Fahrstunde zurückkommen, werde ich die Essensreste aufwärmen. Dafür bin ich Mutter dankbar: Dass sie uns mit Essen beschenkt, mit all diesen kostbaren Gaben, damit ich nicht kochen muss.